

Fragmentvertaling

Vonne van der Meer: Vindeling

vertaald naar het Duits door Arne Braun

Proloog en hoofdstuk 1 (blz. 7 t/m 24)

Vonne van der Meer

Findeling

*

Es war Nacht, die Turmuhr hatte gerade zweimal geschlagen, als sie auf dem Heimweg ein Weinen hörte. Sie blieb stehen und schaute sich um. Das Geräusch kam nicht aus einem offenen Fenster, und auf der Straße war niemand zu sehen, weder ein Mann noch eine Frau mit einem Tragesack auf der Brust. Vielleicht ein Karton mit halbertrunkenen Kätzchen oder eine Tasche mit Welpen, fragte sie sich, bis sie es nicht länger leugnen konnte. Sie drehte sich zu dem versenkten Müllcontainer schräg hinter ihr um und schob die Klappe auf. Sie sah nichts, aber das Weinen verstummte; aus dem stinkenden Loch war nur noch ein leises Schniefen zu hören.

„Ganz ruhig, ich bin bei dir“, sagte sie und steckte vorsichtig die Hand in die Öffnung. Im Abfall tastend stieß sie auf einen aufgerissenen Plastiksack. Ein säuerlicher Geruch schlug ihr entgegen und, schlimmer noch, der von verdorbenem Fleisch; allerlei Arten von Verpackungen fühlte sie, aber keinen Stoff, keine Haut, kein flaumiges Haar auf einer pochenden Fontanelle. Sie zog den Sack zu sich heran und versuchte, mit der anderen Hand daran vorbeizutasten – vergeblich. Das Kind musste tiefer liegen, als ihr Arm lang war, ohne Hilfe kam sie nicht heran.

In den Häusern gegenüber brannte kein Licht mehr, bis auf ein paar blau flackernde Bildschirme. Sie atmete tief ein, aber der Geruch von zusammengeballtem Müll war stärker als die würzige Herbstluft. Auf ihrem Handy tippte sie die Notrufnummer ein. Während sie auf das Eintreffen der Polizei wartete, nahm sie schon ein paar Handvoll Abfall aus dem obersten Beutel, damit das Kind nicht erstickte, ehe Rettung kam. Vor dem Container kniend, begann sie durch die geöffnete Klappe auf das Findelkind einzureden: „Schön weiteratmen, halt durch, bitte.“

Vor langer Zeit schon hatte sie verstanden, dass ihr als Frau ohne Mann nicht einfach so ein Kind in den Schoß fallen würde, um eines zu finden, müsste ihr das Schicksal gewogen sein. Manchmal machte sie auf ihren Streifzügen durch die Stadt einen Umweg an einem Spielplatz oder Schulhof vorbei, in der Hoffnung auf einen Blickwechsel mit einem Kind, das sie auserwählte, um fortan zu ihr zu gehören. Einsame Kinder zuhauf, und auf manchem

Gesichtchen las sie: Was mache ich hier, niemand liebt mich. Werde ich noch abgeholt oder was? Doch wenn sie sich dem Kind dann näherte, zeigte sich, dass es nie so allein auf der Welt war wie in jenem Buch, Mutter war noch rasch einkaufen oder Vater stand im Stau. „Keine Angst, nicht mehr lange, dann können wir nach Hause. Da gebe ich dir zu trinken, stecke dich in die Badewanne, pule dir den Dreck aus den Nasenlöchern. Wenn du nicht schlafen kannst, singe ich dir etwas vor, Bruder Jakob und noch viele andere Lieder kenne ich, auch ein paar von früher, *Boci, boci, tarka/ Se füle, se farka*. Meine Mutter kannte noch viel mehr, aber sie kann ich nicht mehr danach fragen.“

Das Kind fing wieder an zu weinen. Die Polizisten, die kurz darauf eintrafen, konnten es auch nicht retten, dafür bräuchten sie die Feuerwehr, entschieden sie. Die ganze Zeit blieb sie so nah wie möglich an dem eisernen Bauch. „Passen Sie auf“, rief sie, als die Seitenwand abgetrennt wurde, „vorsichtig!“ Als der Rettungswagen kam, hatten sich weitere Leute um den weinenden Container versammelt; ein Mann mit zwei Bouviers, ein Grüppchen Studenten in Partykleidung, und sie lief Gefahr, immer mehr nach hinten gedrängt zu werden. Aufgrund ihrer geringen Größe wurde sie leicht übersehen, aber ebenso oft erregte ihr Buckel gerade die Aufmerksamkeit, und man ließ sie vor. Entweder das eine oder das andere. Diesmal musste sie ihre Ellenbogen einsetzen, und als das Kind in einem verschmierten Strampler mit dem Bildnis von Mickey Mouse aus dem Müll ausgegraben wurde, stand sie ganz vorn, die Arme in Wiegehaltung.

Die Wiege blieb leer. Der Feuerwehrmann lief an ihr vorbei und übergab das Kind einem Sanitäter in einer giftgrünen Weste, der es in eine Decke wickelte und damit in den bereitstehenden Rettungswagen stieg. Sie protestierte, es sie ihr Findelkind, sie habe das Baby als Erste weinen hören, aber ein Polizist nahm sie am Arm und ermahnte sie zur Ruhe.

Widerstand sei zwecklos, er habe ein paar Fragen an sie. Zum Beispiel, wann genau sie das Baby entdeckt habe und ob sie vielleicht jemanden hatte wegrennen oder– -fahren sehen. Und so endete die Nacht, in der sie Mutter hätte werden können, auf dem Polizeirevier.

Dort zeigte sie sich von ihrer besten Seite, ruhig stand sie dem Beamten Rede und Antwort. Zwischen den Fragen sagte sie, dass sie sehr wohl imstande sei, für das Findelkind zu sorgen, trotz ihrer Statur. Dass sie Ende vierzig sei, könne auch kein Hindernis sein, in Italien ließen Gynäkologen Frauen, die älter waren als sie, noch Kinder gebären. Sie habe eine Wohnung, Arbeit, kein großes, aber ein festes Einkommen, genug, um ein Kind zu ernähren; nach dem Abitur sei sie zehn Monate Au-pair gewesen und bei Bedarf könne sie ein Zeugnis vorweisen. Doch der Polizist erwiderte, darum gehe es gar nicht, wenn die Eltern nicht gefunden würden, würde das Jugendamt als Vormund auftreten, und das würde über das Findelkind entscheiden.

Dass es ein Junge war, ein paar Wochen alt, musste sie am nächsten Abend in der Zeitung lesen. Und auch, dass man eine vorläufige Pflegefamilie gefunden habe – weder ein Foto noch wie sie das Kind genannt hatten, nichts erfuhr sie. Aber ein Journalist rief an, der sie interviewen wollte: „Wenn Sie nicht zufällig an diesem Container vorbeigekommen wären, würde das arme Ding nicht mehr leben.“ Er nannte sie eine Heldin und bestand darauf, ihr im Namen der Zeitung einen Blumenstrauß vorbeizubringen; ein Foto von ihr mit Bukett neben dem Müllcontainer und ein paar Zitate, mehr verlange er nicht, aber sie lehnte dankend ab. Nach dieser Nacht traf sie eine Entscheidung: Sie gab das Finden auf. Die stundenlangen Streifzüge durch die Stadt, in der Hoffnung, etwas liegen zu sehen, das ein anderer verloren hatte, wurden ihr zuwider. Immer wenn sie den Drang verspürte, doch wieder loszuziehen, sah sie sich selbst, mitten in der Nacht vor einem Müllcontainer kniend. Nie mehr wollte sie sich so heftig nach etwas sehnen, das sie nicht einmal festhalten durfte.

Eins

Nach diesem Entschluss hatte Jutka Horvath ein Meer von Zeit, Stunden zwischen Arbeit und Schlaf, mit denen sie nichts anzufangen wusste. Wie war es so weit gekommen – vor allem nachts, wenn sie wach lag, ging ihr diese Frage durch den Kopf; alles in allem hatte sie wahrscheinlich mehr Stunden auf der Straße verbracht als ein durchschnittlicher Obdachloser. Im letzten der Hefte, die inzwischen ein halbes Regalbrett füllten, in denen sie ihre Fundstücke verzeichnet hatte, machte sie sich auch ihre ersten Notizen, wie, wann, womit das Finden angefangen hatte. *Mein Leben ist keine Erfolgsgeschichte, nicht: vom Zeitungsjungen zum Millionär, vom Flüchtling zum herausragenden Wissenschaftler oder wie aus einem hässlichen Entlein ein Schwan wurde. Es war eher umgekehrt.*

Doch eines Nachmittags im November, Ende der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, lag ihr das Glück zu Füßen, halb versteckt hinter einem Fahrrad neben der Eingangstür eines Eckhauses: eine längliche Damentasche aus Krokodilleder. Ihre Mutter, Krisztina Horvath, Mama beziehungsweise *Anya*, hatte sie noch nicht bemerkt, aber sie, das sechsjährige näher am Boden lebende Kind, sprang darauf zu.

Nicht anfassen, Jutka, um Gottes willen, rief ihre Mutter in der Sprache, die sie zu Hause sprachen oder wenn sie mit Landsleuten zusammen waren. Es klang dramatisch, obwohl zu jener Zeit noch nicht vor unbeaufsichtigt zurückgelassenen Gegenständen gewarnt werden musste.

Mit den Händen auf dem Rücken hockte sich Jutka neben die Tasche und betrachtete sie, als ob es eine aus der Regenrinne gefallene junge Dohle wäre. Ihre Mutter hob sie widerwillig auf und klingelte; sie hatte es eilig, in einer Stunde musste sie zur Arbeit. Das Fenster in der Tür blieb dunkel, und auch im Zimmer neben der Haustür wurde kein Licht gemacht.

Jutka fragte, ob sie die Tasche zur Polizei bringen würden, aber ihre Mutter tat, als hörte sie es nicht. Sie verirrte sich lieber, als einen Polizisten nach dem Weg zu fragen, und auch dem Postboten begegnete sie mit Misstrauen, weil er eine Uniform trug. Sie wollte nicht, dass ein Unbekannter im Dienst des Staates etwas in ihren Briefkasten steckte, und hatte beim nächstgelegenen Postamt ein Postfach gemietet. Wenn ein Brief von zu Hause kam, weichte sie über einem Wasserkessel zuerst die Briefmarke vom Umschlag, denn hinter dieser geheimen Luke hatte der Absender häufig ein paar Worte für sie hinterlassen, die die Zensur nicht lesen durfte.

In ihrer Dachgeschosswohnung, vierter Stock in Oud-West, legte sie die Tasche auf den Küchentisch, wo Jutka schon bereitsaß, ihren Stuhl mit zwei Kissen erhöht, um die Beute besser überblicken zu können:

- *Hausschlüssel*
- *flache Puderdose*
- *sauberes Taschentuch*
- *weißer Kalender*
- *abgerissene Kinokarte Tuschinski*
- *Portemonnaie*
- *Perlmutterkreuz ohne Kette*
- *Lippenstift*

Jutka sah zu, wie ihre Mutter, eine Zigarette zwischen den Lippen, den Stift herausdrehte und unter die Lampe hielt: blassrosa, nicht ihre Farbe. Bevor sie abends zur Arbeit ging, schminkte sie ihre Lippen feuerrot, aber auch nachmittags vor dem Klavierunterricht und immer wenn sie etwas getrunken hatte. Ihre Lippenstifte schwanden schneller als Wassereis in der Sonne, und wahrscheinlich hätte sie diesen behalten, wenn es ihre Farbe gewesen wäre. Nachdem sie festgestellt hatte, dass kein Cent mehr in dem Portemonnaie war, verlor sie das Interesse und fing an sich umzuziehen.

Meistens half Jutka ihr, indem sie ihr die Puderquaste reichte, die Asche von der Zigarette tippte, doch an diesem Abend bot sie ihre Dienste nicht an, so geblendet war sie von dem Schatz auf dem Tisch. Sie stellte sich die Frau vor, die ohne Schlüssel nicht in ihr Haus kam, kein Geld hatte, um sich etwas zum Abendessen zu kaufen oder von einer Telefonzelle aus eine Freundin anzurufen. Hungrig irrte sie durch die Straßen. Selbst sie hatten, als sie vor zwei Jahren nach einer langen Reise in den Niederlanden ankamen – ihre Mutter hatte nur einen Rucksack bei sich und sie ein Paar Wechselschuhe mit zusammengebundenen Schnürsenkeln um den Hals –, auf ein Dach über dem Kopf und eine kleine Mahlzeit zählen können.

Sie hielt ihrer Mutter den Kalender unter die Nase und zeigte auf die fünfstellige Telefonnummer. In Notfällen dürfe man bei den Nachbarn unten anrufen – dies war doch ein Notfall, oder etwa nicht? Jutka hörte nicht auf, über diese arme beraubte Frau zu reden, und ihre Mutter reagierte kaum, bis ihr Blick auf das Perlmutterkreuz fiel. Sie ging selten in die Messe, aber brennende Kerzen in einer Kapelle, das Geräusch von Kirchenglocken, Kreuze, klein oder groß, lösten etwas in ihr aus; dann war es, als ob an ihr gezogen würde. Ohne etwas

zu sagen, drückte sie ihre Zigarette aus, schob einen Asbestuntersetzer unter den Topf mit Suppe und verschwand mit dem Kalender nach unten.

Am nächsten Nachmittag, einem Samstag, Jutka war gerade aus der Schule zurück, klingelte die Besitzerin der Tasche zur vereinbarten Zeit. Jutka sprang auf. „Jetzt schon?“, rief ihre Mutter, die bis spät in die Nacht gearbeitet hatte und noch nicht zurechtgemacht war. „Gib mir ein paar Minuten, eine Minute, die Frau kann ruhig ein Moment warten.“ Aber Jutka hatte schon an dem Seil zur Haustür gezogen.

Blumen erschienen in der Treppenöffnung, eine blau getönte Frisur, eine Schmetterlingsbrille, der große Kragen einer Pelzjacke. Noch ehe die Besucherin oben war, fing sie schon an, sich zu bedanken, während Jutkas Mutter, besorgt um den Eindruck, den sie mit ihren offenen Haaren und blassen Lippen machte, mit heiserer Stimme etwas von einer Grippe murmelte und sich an den Hals fasste.

Doch die Frau mit der blauen Frisur, Frau Schols oder Scholz, hatte nur Augen für ihre Tasche und konnte über nichts anderes reden. An der Straßenbahnhaltestelle auf dem windigen Königsplein wartend, habe sie sie auf ihre Einkäufe gelegt, um sich den Hut fester auf den Kopf zu drücken. Da sei es passiert, was für ein Pech, aber was für ein Glück, dass sie von solch grundehrlichen Leuten gefunden worden sei. Alle Ungarn, die sie bisher kennengelernt habe, seien anständige Leute, fügte sie rasch hinzu, „Sie sind doch Ungarin, Frau Horvath?“

Während sie redete, inspizierte Frau Scholz den Inhalt ihrer Tasche, unterließ es aber, in ihr Portemonnaie zu schauen. Ob viel Geld darin gewesen sei, erkundigte sich Jutkas Mutter beiläufig, aber die andere wich der Frage mit einem ebenso vagen Schulterzucken aus. Sie fing von Königin Juliana an, die seinerzeit im Radio eine Ansprache gehalten habe, in der sie die ungarischen Flüchtlinge willkommen hieß. Wüssten sie davon, hätten sie diese besondere Ansprache vielleicht zufällig gehört?

Jutka nahm die Antwort nur halb wahr, denn ihre Gedanken waren noch bei dem Portemonnaie. Machte es der Frau nichts aus, wie viel Geld gestohlen worden war, oder wollte sie den Betrag nicht nennen? Dadurch dass Frau Scholz sich alle Mühe gab, sich nicht umzuschauen, sah Jutka das Dachgeschoss mit ihren Augen. Die Möbel, die sie von der Stadt bekommen hatten, waren intakt und ordentlich, aber die Wände waren kahl, bis auf einen mit dem Fuß gemalten Kunstkalender, und die meisten Fächer im Bücherregal noch so gut wie leer. Am Rahmen eines großen Spiegels, auf dem Flohmarkt am Waterlooplein gekauft, hing ihr schwarzer Ballettanzug zum Trocknen. Ballettstunden waren teuer, und dass sie Unterricht

nehmen konnte, verdankte sie der Lehrerin, die auch als Emigrantin nach Amsterdam gekommen war. Die Frauen hatten sich geeinigt: Im Tausch gegen kostenlosen Unterricht für die Tochter begleitete die Mutter die Übungen an der Ballettstange am Klavier.

Sollte ihre Mutter heimlich auf einen Finderlohn von Frau Scholz hoffen, so ließ sie es sich nicht anmerken. „Eigentlich müssen Sie sich bei meiner Tochter bedanken“, sagte sie, als ihr Gast Anstalten machte, wieder zu gehen; sie sprach mit dem schweren Akzent, der immer an ihrem Niederländisch haften bleiben würde. „Jutka hat Ihre Tasche gefunden. Sie wollte, dass ich Sie anrufe.“ Überrascht schaute die Frau nun zu ihr, beugte sich vor und legte eine Hand auf ihren Kopf. „Du hörst noch von mir.“

In diesem Moment fand Jutka das ganz normal – Fremde legten ihr öfter die Hand auf den Scheitel –, aber durch die Wendung, die ihr Leben nach dieser Begegnung nahm, sollte die Geste rückwirkend einem Segen gleichen.

Als sie am Montag aus der Schule kam, lag ein dickes Paket auf dem Tisch: *Für Jutka*. Noch in der Jacke riss sie das Geschenkpapier ab; auf dem Umschlag des Buchs stand in großen Lettern, umgeben von Schneeflocken, *Winterbuch*. Die abwärts verlaufenden Linien von t und h gingen in Eiszapfen über, die sie schauern ließen, so naturgetreu waren sie gezeichnet; in Budapest schlug man diese Dolche von den Dachrinnen, bevor sie jemanden durchbohren konnten.

Mit einem Blick sah sie, dass das Buch keine durchgehende Geschichte erzählte, sondern eine Sammlung von Geschichten, Reimen, Liedern und Spielen enthielt, Anleitungen, wie man aus einem Dattelkarton ein Dampfschiff bauen konnte. Aber sie mochte keinen Leim an den Fingern und erst recht keine Rätsel und begann sofort mit der ersten Geschichte: „Nick und der Fisch“. Sie schien eigens für sie geschrieben worden zu sein und sollte sie ein Leben lang begleiten.

Ein kleiner Junge läuft zwischen seinen Eltern über einen Boulevard. Sonne, blauer Himmel und in der Ferne das glänzende Meer. An einem Souvenirstand darf er sich etwas aussuchen. Seine Mutter zeigt auf eine kleine Mühle mit bunten Flügeln, sein Vater auf einen Wasserball, doch Nicks Blick fällt auf einen orangen Plastikfisch. Den will er haben, er ist sich ganz sicher, es kommt ihm vor, als ob der Fisch ihn anschaut.

Auf der nächsten Seite sitzt Nick mit dem Fisch in der Badewanne, und die Worte – manchmal durch Striche unterteilt – erzählen, dass er das von nun an jeden Samstagabend tut. Den Rest der Woche liegt der Fisch neben ihm auf dem Kopfkissen, Junge und Fisch werden

un-zer-trenn-lich, bis der Fisch eines Tages beim Ablassen der Wanne mit dem Wasser in den Abfluss rutscht. Als Nick es sieht, ist es bereits zu spät, und wie lange er dort auch in seinem gestreiften Schlafanzug steht, die Hände nach dem Abfluss ausgestreckt, wo das letzte Badewasser im Uhrzeigersinn immer schneller davonströmt, der Fisch kommt nicht zurück. An die Zeichnungen auf den nächsten Seiten konnte Jutka sich noch Jahre später erinnern. Der Fisch, fortgespült durch ein enges, dunkles Rohr, landet schließlich in der Kanalisation. Es waren keine realistischen Abbildungen mit Kackhaufen oder Klopapierschlieren, und trotzdem ließ seine Reise durch die braunen Eingeweide der Stadt sie schauern. Sie empfand Kummer und Freude zugleich, denn sie wusste, was der Fisch durchmachte. Die Bilder zeigten etwas, das sie wiedererkannte, wenn auch aus einer Zeit, an die sie wenig eigene Erinnerungen hatte. Das Geräusch eines Eisenbahnwaggons, der mitten in der Nacht auf einem Bahnhof abgekoppelt wurde – wo, wussten sie nicht, waren sie in Deutschland, den Niederlanden –, jemand rief, dass man sie vielleicht zurückschicken würde.

Wie Ströme von Wasserfarben flossen die Geschichten ihrer Mutter und des Fisches ineinander, und in dem Fleck, der entstand, sah Jutka etwas, das bisher verborgen geblieben war. Sie kannte das Wort dafür noch nicht, aber es gehörte zu ihr wie ihr Name.

Frühmorgens waren sie zusammen mit ungefähr zehn anderen auf einem Lastwagen nach Győr gefahren. Dort wohnte Oma, von der sie sich hatten verabschieden müssen; später an diesem Nachmittag waren sie mit einer anderen Gruppe nach Csorna mitgefahren. Etwa zehn Kilometer vor der Grenze brach unter den Abreisenden Unruhe aus. Die ungarischen Grenzschutzleute hatten die Weisung erhalten, nicht auf Landsleute zu schießen, aber das war vor einer Woche gewesen. Wer garantierte, dass sie sich jetzt noch daran hielten? Die Hälfte der Gruppe beschloss, zu Fuß weiterzugehen, und ließ sich von einem Bauern, der sich im Grenzgebiet gut auskannte, gegen Bezahlung nach Österreich bringen. Der Frost hatte das sumpfige Land in harten, huckligen Boden verwandelt, glatt zudem durch Schnee und Eis, und ihr Führer wusste nicht, ob alle Minen aus dem letzten Krieg geräumt worden waren. Daher mussten sie in seinen Fußspuren laufen, sich bücken, wenn er sich bückte, und ja nicht aus der Reihe treten. Jutka saß mal auf dem Rücken ihrer Mutter, mal klammerte sie sich wie ein Äffchen an ihre Brust. Hin und wieder wurde sie von unbekanntem Männern getragen, fremde Hände, kratzige Kinne, ein anderer Geruch, nicht der von Mutters Jacke, Mutters Haut. Fragte sie später noch gelegentlich nach dieser Tour – ob sie ängstlich gewesen sei, müde, hungrig –, dann wischte ihre Mutter diese Fragen weg: Nicht mehr dran denken. Aber Jutka dachte doch wieder daran, als sie die Geschichte von dem Fisch las, der über Leitungen und Rohre ins Meer gelangt war, wo jede Menge andere Fische mit seltsamen Farben

herumschwammen. Sie umkreisten den Spielzeugfisch und stupsten ihn mit den Flossen an, verwundert, dass er nicht reagierte.

Ihre Mutter kramte lieber fröhliche Erinnerungen aus, wenn sie schon über die Flucht reden wollte. So hatte Oma mit vorausschauendem Blick einen Beutel Goldmünzen in ihrem Garten vergraben, doch bevor der Frost einbrach, hatte sie ihn wieder ausgegraben und in einem hohlen Baum versteckt. Ein paar dieser Goldstücke hatte sie im letzten Moment in die Innenseite von Jutkas Hemd eingenäht, zwölf, um genau zu sein, damit sie im neuen Vaterland die erste Zeit überleben konnten. Dein goldenes Kettenhemd, nannte ihre Mutter dieses Hemd, und sie war sich sicher, dass es Schutz geboten, sogar Glück gebracht hatte. Im ersten Auffanglager in Österreich bekamen sie zu essen und einen Strohsack zum Schlafen. Nur Familien mit einem Brotverdiener durften in die Niederlande weiterreisen und unverheiratete Männer, sofern sie gesund waren. Eine Frau allein mit einem Kind war die Ausnahme, aber da ihre Mutter neben Deutsch und Französisch auch fließend Englisch sprach, konnte sie dolmetschen; ein wichtiger Herr vom Roten Kreuz hatte ein gutes Wort für sie eingelegt.

Und der Fisch? In einer stürmischen Nacht geriet er zusammen mit vielen anderen Fischen, die nach Luft schnappten, in ein großes Netz. Er, der unechte, wurde herausgepickt und in die Wellen zurückgeworfen. Später wurde er noch einmal aus dem Wasser gezogen, von einem Sonntagsangler, der nie etwas wegwarf, wenn es nicht kaputt war. Der Angler legte den Spielzeugfisch beiseite, für den Fall der Fälle.

Es war von Anfang an klar, wohin sie wollten. Ein Cousin hatte in den Hungerjahren nach dem Ersten Weltkrieg bei einer Pflegefamilie in Holland gewohnt; jeder kannte irgendjemanden, der dort aufgenommen worden war. Holland hatte einen guten Ruf, und auch diesmal war der Empfang gastfreundlicher, als sie zu hoffen gewagt hatten; als sie in den Bahnhof von Venlo einfuhren, spielte eine Blaskapelle die ungarische Nationalhymne, und sie bekamen Schokolade und Zigaretten, bevor sie weiterreisten. Vom Bahnhof in Utrecht waren sie, auch wieder in einer langen Reihe, zu einem großen Gebäude gelaufen, wo sie in einem Doppelstockbett zwischen Wildfremden einzuschlafen versuchten. Direkt über ihrem Kopf hing ein Lautsprecher, und die ganze Nacht hindurch ging es „*Attentie, attentie*“ – „Achtung, Achtung“. *Attentie* war eines der ersten neuen Wörter, die Jutka lernte, und alle Variationen des Wortes „danke“, *dankuwel, dankuzeer, dankubeleefd*. Schon bald folgte *vies*, weil sie die Holländer den ganzen Tag klagen hörte, dass es so mieses Wetter sei – *vies* klang lustig, oder *geinig*, wie sie später in der Schule sagen lernte.

Nachdem sie sich zunächst eine Weile mit dem Fisch identifiziert hatte, versetzte sich Jutka in Nicks Lage. Auf den folgenden Bildern kniete er in seiner kurzen Hose an einer Bordsteinkante, um den Gully zu inspizieren. Schnell blätterte sie die Seite um und erfuhr, wie Nick – ein erwachsener Mann mit Schlips und Filzhut inzwischen – an Schaufenstern in einer Einkaufsstraße entlanglief und dort auf einmal zufällig dem Fisch Auge in Auge gegenüberstand, den er als Kind verloren hatte.

Es gab kein Bild, das ausdrückte, was die beiden bei ihrem Wiedersehen empfanden, und das war auch nicht nötig, denn Jutka spürte es mit jeder Faser ihres Körpers. Mit Nick betrat sie den Laden und zeigte auf das Aquarium im Schaufenster. Als er den Kopf schüttelte, tat sie es auch, nein, sie wollten keinen Goldfisch kaufen und auch keinen Zierfisch, der aussah wie aus buntem Glas, sie wollten jenen einen, aus Plastik, der an einem Stück Angelsehne über dem Aquarium schwebte. Und so wurden der junge Mann und der Spielzeugfisch für immer wiedervereint, miteinander, aber auch mit ihr.

Sie hatte nicht das Bedürfnis, an diesem Nachmittag noch eine andere Geschichte zu lesen, denn als sie das Buch zuschlug und ihre Hände auf dem Umschlag ruhen ließ, wusste sie, dass sie ihre Bestimmung gefunden hatte: Von nun an würde sie Dinge finden. Sie würde Findeling werden.